



Der Fotograf und Journalist
Rolf Bauerdick sprach mit
Frauen und Männern in fünf Ländern
über ihre Erinnerungen
vor, während und nach dem Fall
des Eisernen Vorhangs



Mit Renovabis aktiv in Mittel- und Osteuropa

Auf Anregung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken ist Renovabis als die „Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa“ im März 1993 von den deutschen Bischöfen gegründet worden. Renovabis pflegt den Kontakt zu Partnern aus Kirche und Gesellschaft in 29 mittel-, ost- und südosteuropäischen Ländern und fördert den Austausch mit den Menschen dort. Mit rund 600 Millionen Euro hat Renovabis in 21 Jahren seines Bestehens bis Anfang 2014 fast 20.000 Projekte gefördert. Ihr Name ist für die Hilfsaktion Programm: „Renovabis faciem terrae – Du erneuerst das Antlitz der Erde“. Dieses Wort aus Psalm 104 übersetzen Wohltäter, Partner und Mitarbeiter von Renovabis so: „Wir wollen an der pastoralen, sozialen und gesellschaftlichen Erneuerung Osteuropas konstruktiv mitwirken, wissen aber, dass dies nur mit der Kraft Gottes möglich ist.“ Das dafür auch benötigte Geld stammt aus der Pfingstkollekte in allen katholischen Pfarrgemeinden in Deutschland, aus Einzelspenden und aus Kirchensteuern sowie zu einem weiteren Teil aus öffentlichen Mitteln.

Aktuelle Informationen über Mittel- und Osteuropa sowie über die Projekt- und Partnerschaftsarbeit von Renovabis können Sie anfordern:

Renovabis
Kardinal-Döpfner-Haus
Domberg 27, D-85354 Freising
Telefon 08161/5309-0
Fax 08161/5309-44
info@renovabis.de
www.renovabis.de



Spendenkonto:
LIGA Bank eG
BIC/SWIFT: GENODEF1M05
IBAN: DE24 7509 0300 0002 2117 77

Pax-Bank eG
BIC/SWIFT: GENODED1PAX
IBAN: DE17 3706 0193 3008 8880 18

Inhalt

Porträts der Ausstellung	Seite 6
Didaktisches Material: „So lernt man Nachbarn kennen“	Seite 56
Reportage: „Der weite Weg zu Solidarität und Freiheit“	Seite 64



Pater Stefan Dartmann,
Hauptgeschäftsführer
von Renovabis

Liebe Leserinnen und Leser!

„Für die Freiheit ist immer ein Preis zu entrichten.“ – Aus dieser Überzeugung heraus ist Bogdan Lis, eine der Säulen von Solidarność, insgesamt drei Jahre ins Gefängnis gegangen (siehe Seite 40). Ob ich bereit wäre, für meine Freiheitsliebe einen solchen Preis zu zahlen?!

„25 Jahre Wende“ spiegelt eine deutsche Sicht auf das Geschehene. In einigen Ländern Mittel- und Osteuropas haben die komplexen und im Einzelnen sehr unterschiedlichen Umbrüche im ehemaligen „Ostblock“ viel früher, in anderen weit später begonnen. Die aufrührenden aktuellen Ereignisse in der Ukraine zeigen, dass der Kampf um die Freiheit noch lange nicht gewonnen und jederzeit mit Rückschlägen zu rechnen ist.

Mir hat Bogdan Lis geholfen, die Arbeit von Renovabis besser zu verstehen: Der Preis, den wir – im Westen – für die FREIHEIT – des Ostens und ganz Europas – entrichtet haben und, wie sich heute zeigt, dringend weiter entrichten müssen, ist unsere SOLIDARITÄT! Womit wir beim Thema der diesjährigen Renovabis-Aktion wären: Gemeinsam für ein solidarisches Europa!

Nun lade ich Sie und Euch ein, den 25 Menschen aus Mittel-, Ost-, und Südosteuropa zu begegnen: Sie sind Zeitzeugen in einigen unserer Nachbarländer, die etwas erlebt und zu sagen haben, was den „Fall des Eisernen Vorhangs“ betrifft: vorher, während des Ereignis-Verlaufs über mehrere Jahre und in der Zeit danach während des für viele schmerzlichen Transformationsprozesses.

Thomas Schumann hatte die Idee, diese Zeitläufte anhand von lebendigen Menschen vorzustellen. Er hat die Renovabis-Partner als Geschichts-Erzähler mit dem Journalisten Rolf Bauerdick ausgewählt. Bauerdick besuchte die Männer und Frauen in fünf Ländern und dokumentierte ihre Erinnerungen in Text und Bild. Das zeigt nun unsere kleine Ausstellung „25 Jahre – 25 Köpfe“. Svenja Riedmiller, Referentin für theologische Erwachsenenbildung aus dem Bildungszentrum Kardinal-Döpfner-Haus in Freising, hat dankenswerterweise noch vielfältige Anregungen ausgedacht, wie Ausstellungsbesucher ihre ganz persönliche Begegnung mit den 25 Nachbarn aus dem Osten Europas gestalten können.

Stefan Dartmann

Růžena Kavková

*war bis 1990 Angestellte
in einem staatlichen
Reisebüro und ist heute
Direktorin der Caritas im
tschechischen Bistum
Litoměřice (Leitmeritz)*



Politik als Feld für Karrieristen

„ In der sozialistischen Tschechoslowakei waren die Reiseangebote streng kontingentiert. Wenn wir neue Angebote hatten, bildeten sich am Nachmittag bereits die Schlangen für den Verkauf am nächsten Morgen. Reisen in die DDR, nach Ungarn oder in die Sowjetunion waren leicht zu vermitteln, nur wer in den Westen wollte, durchlief eine endlose Prozedur aus behördlichen Kontrollen und Genehmigungsverfahren. Unter den finanziell Bessergestellten waren Urlaubsreisen nach Kuba begehrt, die zusehends problematisch wurden. Denn die Flüge nach Ha-

vanna führten über Montreal, was manche Parteigenossen ausnutzten, sich in den freien Westen abzusetzen. Hier spielten sie den überzeugten Kommunisten. In Kanada entpuppten sie sich als Karrieristen, die den Aufbau des Sozialismus nicht schnell genug hinter sich lassen konnten.

Noch immer ist die Politik das ideale Feld für Karrieristen, um sich zu entfalten und zu bereichern. Die Hoffnungsträger der samtene Revolution, die Vorkämpfer für Gerechtigkeit und Freiheit sind längst verschwunden. Sie wurden verdrängt von korrupten Parteien, in denen die Postenschieberei unerträglich geworden ist. Ich hatte das Glück, zu Beginn der neunziger Jahre beim Aufbau der Caritas dabei zu sein. Unsere Sorge gilt jenen Menschen, die von der Politik und auch von Teilen der Kirche nicht wahrgenommen werden, die Alten und Obdachlosen, die Flüchtlinge, vor allem die Roma. Sie sind die Verlierer der Freiheit, die Mauern zwischen den Ethnien werden immer höher.“



Laurencio Pinta

34, Maurer, Ehefrau
Simona, 36, mit ihren
vier Kindern in Blaj,
Rumänien



In Frankreich betteln, das ist kein Leben

„ Von unseren Nachbarn aus dem Viertel sind die meisten in Frankreich. Sie betteln oder schlagen sich mit Gelegenheitsarbeiten in Toulouse und Nizza durchs Leben“, weiß Laurencio Pinta, der seine sechsköpfige Familie im rumänischen Blaj durch gelegentliche Maurerarbeiten durchbringt.

„Ich schätze, dass von den Kindern dieser Familien höchstens eines von fünf die Schule besucht. Aber es ist schwer, hier in der Roma-Siedlung Arbeit zu finden. Und wenn, dann wird man ausgenutzt.“

Das habe ich am eigenen Leib erfahren. Mal ein paar Monate beim Mülltransport, mal ein halbes Jahr in einer Holzfabrik. Immer als Hand-

langer, für sehr wenig Lohn. 100, maximal 120 Euro im Monat für Ungelernte. Und immer schwarz, ohne Rentenversicherung. Ohne Kranken- und Unfallschutz. Doch ich hatte Glück. Vor einigen Jahren bot sich mir die Chance, bei einem kirchlichen Handwerkerprojekt mitzumachen. Die Ausbildung zum Maurer dauerte ein halbes Jahr, aber sie war so intensiv, dass ich seitdem professionell arbeiten kann. Der Lohn fließt in den Ausbau unseres Hauses und die Ausbildung der Kinder. In Frankreich betteln, das ist doch kein Leben. Simona: Mit dem Untergang des Kommunismus wurde das Leben für uns Roma schwieriger. Der Rassismus wurde immer stärker. Mitte der neunziger Jahre begann die schlimmste Zeit, weil die alten Industrien so kaputt waren, dass sie geschlossen wurden. Aber neue Fabriken mit neuen Arbeitsplätzen waren noch nicht gebaut. Seit 2007, seit Rumänien zu Europa gehört, geht es ein wenig besser. Es gibt schon den ein oder anderen neuen Arbeitsplatz hier in der Region. Meine Schwester hat nie ein Problem, bei der Suche nach einer Anstellung. Aber sie ist auch hellhäutiger. Sie bekommt sofort einen Job.“



Eduard Jloba,

*75 Jahre, ehemaliger
Ingenieur und Yoga-
Anhänger, lebt in Chişinău,
Republik Moldau*



Man wird satt, doch der geistige Hunger bleibt

„Lange glaubte ich, mit der Philosophie des Marxismus-Leninismus ließe sich Welt erklären. Die Ideologie zielte auf ein logisches, rein materialistisches Denken ab, das zu meiner Ausbildung zu passen schien. Ich besitze zwei Universitätsdiplome im Wirtschaftswesen und als Energieingenieur, die ich in Leningrad erworben habe. Dass es jedoch noch eine andere Dimension der Erfahrung gibt, erfuhr ich 1982, als mir eine Frau in Moskau das Tor zu einer spirituellen Dimension und geistigen Welt öffnete, die mir unbe-

kannt war. Die Frau erteilte mir ein wenig Yoga-Unterricht und schenkte mir ein Buch, mit dessen Hilfe ich mir alle Yoga-Übungen selber beigebracht habe. Es klingt verrückt, aber ich hatte damals wirklich Kontakt zu einer göttlichen Kraft. Das war die glücklichste Zeit meines Lebens. Heute bin ich ein alter Mann und lebe allein. Ich kann nicht einmal selber kochen, und das Geld als Rentner reicht vorn und hinten nicht. Und wenn ich jetzt anfangen würde, alle meine Krankheiten aufzuzählen, das könnte dauern. Seit dem März 2013 besuche ich mittags die Casa Providenței der katholischen Kirche. Seitdem gehe ich nicht mehr in die staatlichen Armenkantin. Nicht nur, weil das Essen dort schlechter ist. Man wird zwar satt, aber der geistige Hunger bleibt. Man isst dort, geht wieder und bleibt mit seinen Erinnerungen und Gefühlen allein. Auch heute noch mache ich regelmäßig meine Yoga-Übungen. Aber das Glück und die Seligkeit, die ich damals in Moskau empfand, kehren nicht mehr zurück.“



Marina Socinski

45 Jahre, Psycho-
therapeutin in Chişinău,
Republik Moldau



Wenn Mütter nicht Mütter sein können

„ Ich stamme aus einer Familie, die in kommunistischer Zeit in Politik und Partei sehr einflussreich war. Und heute noch ist. Hochrangige Funktionäre gingen bei uns ein und aus. Alle waren entsetzt, als ich erklärte, Psychologie studieren zu wollen. Die Verwandtschaft erwartete, dass ich Banking und Business machte, um für Positionen vorbereitet zu sein, in denen man sich Geld und gesellschaftliche Macht sichert. Aber ich bin ein eher spiritueller Mensch, für den diese Art von Erfolg wenig Wert hat. Dennoch war es ein weiter Weg für mich, mich von der familiären

Dominanz zu lösen. Meine Sorge gilt heute den vielen jungen Frauen, die Kinder gebären, ohne sie zu wollen. Diese Mädchen sind unfähig zum Muttersein. Sie erleben vollkommen unglückliche Schwangerschaften, werden von ihren Ehemännern verprügelt, werden verlassen, rauchen, trinken und haben kein Gespür für sich selbst und das Kind, das ihn ihnen wächst. Momentan erleben wir ein neues Phänomen, „Flying Babies“ genannt. Gemeint sind die Frauen, die im Ausland arbeiten, dort Männer kennenlernen und schwanger werden. Und Zuhause sitzen der Ehemann und Eltern, die davon um keinen Preis erfahren dürfen. Wenn diese Frauen in Italien oder Russland ein Kind zur Welt bringen, werden die Behörden der Republik Moldau darüber informiert. Um das zu vermeiden, fliegen die Frauen vor der Niederkunft nach Chişinău, gebären ihr Kind und verschwinden wieder. Allein. Meine Aufgabe sehe ich darin, die Mütter als gute Freundin zu begleiten und mit ihnen und ihrer Familie einen Weg zu finden, sich selber und ihre Kinder anzunehmen.“



Angela Mosneag

45 Jahre, Leiterin der griechisch-katholischen Caritas-Schulprojekte in Blaj/Rumänien



Endlich raus aus dem Gefängnis

„Drei Jahre vor dem endgültigen Zerfall der Volksrepublik Rumänien schickte mich das Erziehungsministerium als Lehrerin in ein abgelegenes Bergdorf namens Ramet. Ich war achtzehn und hatte gerade das Lyceum abgeschlossen. Das reichte als Qualifikation, um in den Karpaten die Kinder in der Grundschule zu unterrichten. Ich habe damals sehr unter der Einsamkeit gelitten, dennoch war das Leben in den weltfernen Bergen nicht trostlos. Die Verbundenheit unter uns Lehrern, die unverdorbenene Ehrlichkeit der Kinder und die Bescheidenheit der Men-

schen haben mich sehr geprägt. In Ramet habe ich gelernt, mich über die kleinen Dinge des Lebens zu freuen. Wirklich beklemmend war die Dumpfheit der kommunistischen Propaganda. Der Diktator Ceaușescu thronte über allem, sein Geist war omnipräsent. An den Wänden der Klassenzimmer, in den Schulbüchern, in den Lobliedern der Dichter. Die Wende, das hieß für mich: Atmen können! Endlich frei sein, im Denken, beim Reisen. Neue Horizonte taten sich auf. Ich habe mich viel in der Welt umgesehen. Unterwegs fühlte ich förmlich, wie ich das Gefängnis der permanenten Gedankenkontrolle hinter mir ließ. Ich habe mich dann als Lehrerin weitergebildet, habe Psychologie studiert und viel von den Erziehungssystemen in Westeuropa profitiert. Die lernt man zu schätzen, wenn man in einem totalitären Staat aufgewachsen ist, in dem nicht das Wohl der Kinder, sondern der blinde Gehorsam zu einem Führer das Ziel der Erziehung ist.“



Claudiu Nicusan

40 Jahre, General-
sekretär der Caritas
und Gründer des Lokal-
radios „Radio Blaj“,
Rumänien



Freunde als Basis des Erfolgs

„ Diese Tage haben wir einen wichtigen Kontrakt mit einer Kaserne aus der Stadt Alba Julia getroffen, für die wir künftig Bettwäsche waschen werden. Sechs Männern und Frauen finden in unserem kleinen Wäschereibetrieb Arbeit, darunter drei behinderte Menschen. Sie waschen Tischdecken aus Restaurants, Bettzeug aus Schulinternaten und Handtücher aus Hotels. Allmählich wirtschaften wir nicht nur Plus-Minus-Null, sondern verbuchen erste Gewinne. Die Aufträge verdanken wir unserer Sorgfalt und Zuverlässigkeit und unseren Kontakten. Die sind entscheidend. Der Erfolg unsere Arbeit hängt maßgeblich daran,

als Caritas über Jahre hinweg soziale Kontakte gepflegt zu haben. Wir wissen das Glück zu schätzen, unter den Katholiken in Deutschland sehr gute Freunde zu haben. In Bad Kreuznach etwa und natürlich in Freising bei Renovabis. Zugleich aber ist es auch unser Ziel, unsere Arbeit mit Kinder und Jugendlichen, mit Behinderten und den vielen notleidenden Menschen hier so zu gestalten, dass wir bei der Finanzierung unsere Projekte immer eigenständiger werden. Etwas mit unseren Secondhand-Laden. Mit der GmbH „Ecovert“ engagieren wir uns in der Region auch in der Landwirtschaft. Mittels einer Starthilfe von Renovabis haben wir drei Schäfern Lohn und Brot verschafft. Außerdem bewirtschaften wir über 400 Hektar Land, auf dem Weizen, Sonnenblumen, Zuckerrüben, Raps und Mais angebaut werden. Drei Säulen bilden das Fundament unserer Arbeit: ökonomischer Erfolg, ökologische Nachhaltigkeit und auch ein pädagogischer Effekt. Andere Landwirte kommen nach Blaj, um sich über unser Modellprojekt zu informieren. Und natürlich teilen wir unsere Ideen gern.“





Jan Sokol

Jahrgang 1936, Feinmechaniker, Goldschmied, Softwareentwickler und tschechischer Parlamentarier ist heute Philosophieprofessor an der Karls-Universität in Prag

Schätze an jüngere Generationen weitergeben

„In den siebziger Jahren entwickelte ich Programmiersprachen für die ersten Computer“, erinnert sich Professor Jan Sokol aus Prag. „Das war in einer Branche, in der ein politischer Druck kaum zu spüren war. Erst als ich mit einigen Kollegen gemeinsam mit der Charta 77 die Menschenrechtsverletzungen in der Tschechoslowakei anklagte, wurde ich aus der Gewerkschaft ausgeschlossen, das Gehalt wurde gekürzt und mein Pass eingezogen. Fortan durfte ich privat nicht mehr in die DDR reisen. Das waren Schikanen, aber im Grunde Lappalien, keine menschlichen Tragödien.“

Allerdings war es damals sehr schwierig, öffentlich in christlichen Kategorien zu denken. Ich hatte fünfzehn Jahre an einer ökumenischen Übersetzung der Bibel ins Tschechische mitgearbeitet und war dabei tief in die neutestamentliche Gedankenwelt eingedrungen. Sich als Christ zu bekennen, erforderte schon etwas Courage. Jesus Christus sprach nicht von Solidarität, sondern von Nächstenliebe, er forderte kein Aggiornamento mit der Gesellschaft, sondern Metanoia, eine Umkehr im Denken und Handeln. Heute beschäftigt mich als Hochschullehrer, wie den säkularisierten Jugendlichen die Idee der Evangelien noch vermittelt werden kann. Sicher, alle Rede ist frei, aber das Wort ist in den liberalen Gesellschaften auch entwertet worden, es wird wohlfeil und beliebig. Nur Glaube, Liebe, Hoffnung und die Notwendigkeit der Umkehr verschwinden nicht in den postkommunistischen Ländern. Uns sind diese Schätze gegeben, und es ist unsere Pflicht, sie an die jüngeren Generationen weiter zu geben.“





Teodor Perta

55, Schäfer in Craciunel
in den rumänischen Karpaten

Brot, Speck und Tomaten, mehr braucht es nicht

„ Schon damals unter dem Ceaușescu habe ich Schafe gehütet. Für die Kolchose. Wir waren viele Schäfer,“ erzählt der rumänische Hirte Teodor Perta. „Riesige Herden hatten wir. Im Sommer auf den Weiden wuchsen kräftige Lämmer heran, nur im Winter jedoch hatten wir kaum anständiges Futter, nur faulige Reste von den Feldern. Keinen Mais und kein Kraftfutter wie heute. Da magerten die Tiere ab. Außerdem wehte der Qualm aus den Metallfabriken von Copa Mica herüber. Schwarzer Ruß lag über dem Land. Überall. Das waren schlimme Zeiten, selbst die weißen Schafe waren schwarz von dem Dreck aus den Schornsteinen. Im Herbst trieben wir die Tiere in

die Stadt. Dort wurden sie abgeholt. Wohin? Keine Ahnung. Jedenfalls ins Ausland. In die Türkei womöglich. Der Ceaușescu hat doch allen Reichtum des Landes in den Export geschickt. In Rumänien blieb das Fleisch auf alle Fälle nicht.

Und heute? Brot, Speck, Tomaten und Wasser, mehr brauche ich nicht, wenn ich bei der Herde wache. Nachts schlafe ich in einem alten Campingwagen, den ich mir mit zwei Kollegen teile. Abwechselnd, immer für 24 Stunden. Heute ist die Herde kleiner als früher. 500 Tiere. Die erste Herde hat die Caritas angeschafft. Schon vor Jahren, als Maßnahme für Schäfer, die ihre Arbeit verloren hatten, als die Kolchose am Ende war. Gute Hirten werden immer gebraucht. Ob in einer Volksrepublik oder in heutigen Zeiten, das ist egal. Schaf bleibt Schaf. Der Unterschied ist nur, dank der Caritas können wir heute von dem Verkauf der Lämmer und dem Lohn als Hirten leben. Unter Ceaușescu hatten wir zwar auch Geld, aber es gab nichts, was man dafür hätte kaufen können.“



Ilona Trnková

ist 43 Jahre alt und
Direktorin der Christ-
lichen Akademie.
Ihr Sohn Filip, 21 Jahre
ist Student.
Beide stehen vor der
„John-Lennon-Wall“
in Prag



Einst Mauer des Protestes, heute Touristenattraktion

„ Als ich an dem Revolutionstag des 24. November 1989 zum Wenzelsplatz zog, hatte meine Mutter Angst um mich“, erinnert sich Ilona Trnková aus Prag. Sie fürchtete, man werde mich verhaften und ins Gefängnis stecken. Ihre Furcht war nicht grundlos. Mutter litt darunter, dass sie im Sozialismus ihren Lebensraum nicht verwirklichen durfte. Sie war eine talentierte Schlagersängerin, doch aus politischen Gründen erhielt sie Auftrittsverbot und musste stattdessen in einem Importgeschäft in der Buchhaltung arbeiten. „Für mich und meine Freunde war die Musik das Medium, gegen die Unfreiheit zu rebellie-

ren. In den Achtzigern galt es als Zeichen des Protestes, etwas an die legendäre John-Lennon-Mauer gegenüber der Französischen Botschaft zu sprühen. Ich glaubte, Lennons Botschaft ‚All you need is love‘ berge den Schlüssel zur Freiheit. Damals schon verstand ich mich als Christin, katholisch taufen lassen habe ich mich jedoch erst im Jahr 2013.“

Ihr Sohn, **Filip Trnková**, 21 Jahre, ist Student: „Ich studiere Malerei und verdiene mir neben dem Studium etwas Geld mit Gebrauchsgrafiken. Klar habe auch ich mich an der John-Lennon-Mauer verewigt. Wobei ‚verewigt‘ nicht das richtige Wort ist. Man hinterlässt Zeichen, die irgendwann von anderen überschrieben und übermalt werden, eine Spur, die wieder verschwindet. Für junge Leute ist das ein Spaß. Nicht mehr und nicht weniger. Die Generation meiner Eltern konnte an dieser Wand demonstrieren, dass sie in Opposition zum Kommunismus stand. Heute ist die Mauer eine touristische Attraktion, ein ästhetisches Spiel.“





Edgar Vulpe

*Ständiger Diakon und Direktor
des Begegnungszentrums
Casa Providenței in Chișinău,
Republik Moldau*

Brücken bauen zwischen Ost und West

„ Wir stehen auf dem alten katholischen Friedhof von Chișinău, der in kommunistischer Zeit nicht so genannt werden durfte“, beschreibt Diakon Edgar Vulpe. „Vor einem Jahr erst wurde das Schild neben dem Eingang geändert. Der ‚Cimitirul catolic‘ hieß vorher ‚Cimitirul polonez‘. Dahinter steckt mehr als der bloße Austausch von Namen. Mit dem Begriff ‚Polnischer Friedhof‘ hatte man die Grabstätte ethnisiert und sie damit ihres religiösen Charakters beraubt. Man versuchte, das Katholische aus der öffentlichen Wahrnehmung zu verbannen und damit auch den christlichen Glauben an die Auferstehung. Der wurde im

materialistischen Sozialismus auf den Friedhöfen eliminiert. Heute ist der Materialismus ein anderer. Wir hängen in einem Niemandsland zwischen Ost und West und müssen versuchen, Brücken in beide Richtungen zu bauen. In die Ukraine und nach Russland. Und nach Westeuropa. Der Westen ist für uns gleichbedeutend mit ökonomischer Blüte und sozialer Sicherheit. Aber auch für schnelles Geld. Wer dachte, die Auswanderungswelle aus Moldawien würde sich nach der Wirtschaftskrise von 2010 abschwächen, war im Irrtum. Die Abwanderung hält an. Frauen arbeiten vor allem in Italien oder der Türkei, Männer gehen nach Russland, Spanien und Portugal. Nur sind die Männer und Frauen oft auch Väter und Mütter, die ihre Kinder zurücklassen. Daran zerbrechen nicht nur die Familien, sondern das ganze Land. Wir müssen daher als Kirche auch an einer zweiten Brücke bauen: zwischen Vergangenheit und Zukunft. Während sich die Alten oft nostalgisch im Gestern verlieren, fehlt der jungen Generation eine Vision für die Zukunft, die sie im Land hält.“





László Haris

70 Jahre, ist einer der renommiertesten ungarischen Fotokünstler, als Junge fotografierte er den Ungarnaufstand 1956 in Budapest

Verbotene Fotos aus der Dunkelkammer

„Weil mein Vater nach dem Zweiten Weltkrieg in sowjetische Kriegsgefangenschaft geriet, wurde mein älterer Bruder für mich zu einem Vorbild“, sagt der 70 Jahre alte Fotograf László Haris. „Der war ein leidenschaftlicher Hobbyfotograf und ich schaute mir alles von ihm ab. Bevor ich eingeschult wurde, wusste ich mit einer Kamera umzugehen und beherrschte die grundlegenden Techniken in der Dunkelkammer. In der Schule machte ich die Fotos von den Klassenausflügen, nicht ahnend, dass mich meine Passion einmal in Gefahr bringen würde. 1956 marschierten die Sowjets in Ungarn ein, um den

Aufstand gegen die kommunistische Diktatur niederzuschlagen. Ich war dreizehn, und meine Eltern hatten mir strengstens verboten, auf die Straße zu gehen. In dem Irrtum, die Revolution hätte gesiegt, knipste ich am 2. November alles: Panzer, Geschütze, ausgebrannte Autos und demolierte Straßenbahnwaggons. Und Hausfassaden, die von Einschusslöchern übersät waren. In einem primitiven Fotolabor machte ich Abzüge. Später mit siebzehn, als Mitglied einer illegalen katholischen Pfadfindergruppe, bekam ich Angst. Ich fürchtete, bei einer Hausdurchsuchung durch die Staatspolizei könnten die Fotos entdeckt werden. Da habe ich alle Abzüge und die Negative verbrannt. Ein halbes Jahrhundert danach geschah für mich ein Wunder. 2005 hielt ich eine Rede zur Eröffnung der Fotogalerie Kolta am Budapester Ferenc-Platz. Im Publikum saß ein alter Klassenkamerad, der mir erzählte, er besäße noch einen Satz meiner Fotografien vom 2. November. Heute gelten sie als wichtige Dokumente der Zeitgeschichte, die sogar schon in Washington in den USA ausgestellt wurden.“



Rodica Negura

34 Jahre, Leiterin des Tageszentrums für alte Menschen in der Casa Providenței in Chișinău, Republik Moldau



Arm und allein: Niemand hört den Alten noch zu

„ Als ich 2006 meine Arbeit in der Casa Providenței aufnahm, betreuten wir hier 500 bedürftige Alte. Mittlerweile sind es mehr als doppelt so viele“, sagt Rodica Negura, die Leiterin des Seniorenzentrums in Chisinau. „Manche kommen nur im Sommer, weil sie gebrechlich sind und sich im Winter bei Eis und Schnee nicht auf die Straße trauen. Manche sehen wir nur im Winter, weil ihre Wohnungen kalt sind, da ihnen das Geld für Strom und Heizung fehlt. Um realistisch zu sein, die wenigsten Alten würden unsere die Betreuungsangebote wahrnehmen, wenn sie hier nicht mittags eine Suppe, Brot und eine warme

Mahlzeit erhalten würden. Aber zu viele leiden Not. Daher können wir ihnen den Mittagstisch nur im monatlichen Wechsel anbieten. Wer zum Beispiel im Februar Essen bekommt, muss im März aussetzen. Es ist nicht ganz einfach, immer gerecht zu entscheiden, wer gerade die Hilfe am Nötigsten hat.

Unter unseren Gästen sind viele gebildete Akademiker, Lehrerinnen, Ärzte oder Ingenieure. Sie waren zu Sowjetzeiten respektierte Leute, die einigermaßen gut verdient haben. Nach der Wende fielen sie in ein Loch, weshalb manche die kommunistischen Zeiten wieder herbeisehnen. Sie alle haben Lebensgeschichten zu erzählen, doch niemand hört ihnen zu. Anfangs waren sie untereinander recht misstrauisch. Aber nach den vielen Begegnungen hier in der Casa sind aus der Skepsis gute Bekanntschaften und sogar Freundschaften entstanden. Das gemeinsame Tun, sei es beim Basteln von Kinderspielzeug oder dem Herstellen von Oster- oder Weihnachtsgrußkarten, bringt die Menschen zueinander. Sie werden untereinander freundlicher und gewogener.“





András Koncz

45 Jahre, leitendes Mitglied der katholischen Laienorganisation HÁLÓ in Ungarn

Wir brauchen eine lebendige Diskussionskultur

„Die Konsequenzen des Freien Marktes bekamen wir vor einiger Zeit selber zu spüren“, berichtet András Koncz von der katholischen Laienorganisation HÁLÓ in Ungarn. „Am Budapester Ferenc Ter, einem Platz unweit der Donau, hatten wir phantastische Räumlichkeiten, in einem Kulturzentrum mit Fotogalerie und Künstlerateliers. Dann wurde die Miete verdoppelt. Wir mussten ausziehen. Das schmerzt, zumal wir in einem Milieu präsent waren, das dem Katholizismus distanziert gegenübersteht. Mit unseren Konzerten, Ausstellungen und Gesprächsrunden entsprechen wir nicht dem Image, das Katholiken in Un-

garn noch immer anhaftet: Alte Menschen, die sonntags zur Kirche gehen. Momentan steckt die Kirche in einem Ablösungsprozess. Die feudalen Strukturen bröckeln. In Glaubensfragen brauchen wir keine vorgestanzten Antworten aus dem Katechismus, sondern eine lebendige Diskussionskultur, die zu eigenständigem Nachdenken einlädt. Mit dem Ende des Sozialismus traten die Katholiken in Ungarn aus dem Abseits der Gesellschaft heraus in die Mitte. 1990 stand die Kirche plötzlich auf der Gewinnerseite und spielte eine neue Rolle, die ihr nicht gut bekommen ist. Finanz- und Besitzfragen erhielten großes Gewicht. Das christliche Charisma drohte in der Bürokratie zu ersticken. Zudem fixierten sich viele Gläubige in unsicheren Zeiten stark auf den Klerus. Noch immer ist die Laienbewegung in Ungarn recht schwach, doch wir sind zuversichtlich, in Papst Franziskus einen starken Rückhalt zu finden. Unser Wunsch für die Zukunft ist sehr konkret: ein eigenes Kulturcafé im Herzen der Stadt, wo wir Menschen mit unterschiedlichsten Anschauungen wieder miteinander ins Gespräch bringen.“



Bogdan Lis

52 Jahre, eine Legende der Solidarność-Bewegung in Polen war nach der Wende Parlamentarier und arbeitet seit dem Tod seiner Frau 2012 in der Krebsforschung.



Das Ringen um die Freiheit endet nie

„ Dass der Freiheitskampf der polnischen Gewerkschaften in Danzig begann und nicht in Warschau oder Krakau, liegt sicher an dem internationalen Handelshafens und der Weltoffenheit der Hansestadt. Auch in meinem Elternhaus wurde über die Grenzen hinaus geblickt“, erinnert sich Bogdan Lis, Vorkämpfer bei Solidarność. „Durch meinen Vater bin ich mit den Nachrichten des verbotenen Radiosenders ‚Freies Europa‘ aufgewachsen. Zur Zeit der ersten Streiks 1970 war ich achtzehn und als Elektromechaniker mit der Reparatur von Kränen beschäftigt. Damals erfuhr ich den Wert echter Solidarität, nachdem ich we-

gen Widerstandes gegen die Staatsorgane verhaftet wurde. Zusammen mit sieben Kollegen. Nach einem halben Jahr Gefängnis kamen wir frei, weil die Hafenebeiter hinter uns standen und massiv bei der Betriebs- und Parteileitung protestierten.

1980 organisierte ich überbetriebliche Streiks, an denen sich Hunderte von Staatsbetrieben im Land beteiligten. Auf die Welle der Solidarität regierte General Jaruzelzki im Dezember 1981 mit der Verhängung des Kriegsrechts. Ich wurde von Polizei und Miliz gesucht, musste in den Untergrund abtauchen und alle zwei Wochen die Wohnung wechseln. 1984 verriet mich ein Spitzel in einem Dorf in der Kaschubei. Ich wurde erneut verhaftet, amnestiert und ein Jahr später wieder ins Gefängnis gesteckt. Insgesamt drei Jahre. Doch andere Kollegen haben noch viel länger eingesessen. Für die Freiheit ist immer ein Preis zu entrichten. Gerade diese Tage meldeten die Nachrichten, dass sich ein arbeitsloser Bergarbeiter das Leben genommen hat. Der Mann war ausweglos verzweifelt. Ob im Sozialismus oder im Kapitalismus, das Ringen um die Freiheit endet nie.“





Maciek Grzywaczewski

59 Jahre, Solidarność-Aktivist,
heute in der Medienbranche tätig,
Danzig, Polen

Holztafeln, Rostschutzfarbe und 21 Forderungen

„ Schon als Schüler und Student engagier-
te ich mich in Kreisen, die sich mit der
Unfreiheit in Polen nicht abfinden wollten“, sagt
Maciek Grzywaczewski mit Blick auf die Zeit vor 25
Jahren.

„Nachdem ich an der Katholischen Akademie in
Warschau Geschichte und Philosophie studiert
hatte, gründete ich 1978 die Untergrundzeitschrift
,Bratniak', in der wir uns für die Unabhängigkeit
Polens von der Sowjetunion starkmachten. 10.000
Exemplare der ,Bruderschaft' druckten wir jeden
Monat, wobei wir für unsere Ansichten mit dem ei-
genen Namen eintraten. Dutzende Male wurde ich

für das Verbreiten von illegalen Schriften und Flugblättern unter
Arrest gestellt. Immer für 48 Stunden.

Solange durfte man ohne Gerichtsurteil inhaftiert werden.
Die Gewissheit, Teil einer größeren Freiheitsbewegung zu sein,
erlebte ich 1980, bei dem großen Streik, der in Danzig mit der
Solidarność-Bewegung begann. Am vierten Streiktag, am Mon-
tag den 18. August, proklamierten die Werftarbeiter ihre For-
derungen gegenüber dem Staat. Sie gaben mir zwei große Holzta-
feln und einen Eimer mit roter Rostschutzfarbe aus dem Schiffs-
bau und baten mich, ihre legendären 21 Forderungen aufzu-
schreiben. Als erstes natürlich: freie Gewerkschaften. Aber sie
verlangten auch eine Verbesserung der Versorgungslage der Be-
völkerung. In Punkt 11 etwa: Lebensmittelkarten für Fleisch. In
Punkt 19: kürzere Wartezeiten bei der Zuteilung von Wohnun-
gen. Vom staatlichen Fernsehen forderten wir sogar die Übertra-
gung einer Heiligen Messe an Sonntagen. 1980 wurde die Forde-
rung erfüllt. Allerdings nur im Radio. Erst seit 2004, als ich Direk-
tor des Ersten Polnischen Fernsehens wurde, wird regelmäßig
eine Messe übertragen. Über die historischen Holztafeln streiten
sich heute Museen, wer das Recht auf den Besitz hat.“



Schwester Laurentia

aus Kattowitz in Polen
berichtet Bedrückendes:
„Viele Eltern unserer Sozialwaisen geben ihr ganzes Unterstützungsgeld für Alkohol aus.“



Heute gibt es alles im Überfluss, nur fehlen die Złoty

„ Ich war bereits in den achtziger Jahren die Heimleiterin in Szopienice und dann wieder nach einer Unterbrechung seit dem Jahr 2002. Daher kenne ich die Situation der Menschen hier, sowohl in kommunistischer Zeit als auch heute“, berichtet Schwester Laurentia aus Kattowitz in Polen. „Und ich muss sagen, dass die Familien, die sich schon im Sozialismus nicht um ihre verwaisten Kinder gesorgt haben, sich auch heute nicht kümmern. In unserem Stadtteil fällt die Armut wirklich auf. Vor einigen Jahren gab es hier noch eine große Metallfabrik, doch als die geschlossen wurde, habe einige tausend Männer ihre

Arbeit verloren und die Situation ihrer Familien hat sich dramatisch verschlechtert. Schauen Sie sich hier um! Die Lebensmittelgeschäfte, die Kaufläden für Kleidung und Elektro, alles ist marode. Und die Straßenbahn rumpelt hier noch wie zu Zeiten nach dem Zweiten Weltkrieg. Vor zwanzig, dreißig Jahren besaßen die Leute Geld, doch sie konnten dafür nichts kaufen. Heute gibt es alles im Überfluss, nur fehlen den Leuten die nötigen Złoty. Viele Eltern unserer Sozialwaisen geben ihr ganzes Unterstützungsgeld für Alkohol aus. Alle unsere 75 Kinder haben ähnliche Schicksale wie Victoria, Magda und Olivia. Ihre Eltern haben sich um den Verstand getrunken und ihre Töchter fast verhungern lassen. Als ihnen die staatlichen Behörden das Sorgerecht entzogen hatte, kamen die Mädchen zuerst in ein Heim nach Gleiwitz. Dann klagten die Eltern erfolgreich auf Rückgabe der Kinder und die Situation wurde noch viel schlimmer. Warum die Eltern ihre Kinder wiederhaben wollten? Weil sie kein Kindergeld mehr kassieren können, wenn die Kinder in einem Heim leben. Erst als die dreijährige Olivia derart abgemagert war, dass sie beinahe klinisch tot galt, kamen die drei Geschwistermädchen zu uns. Heute blühen sie auf, zu aufgeweckten Kindern.“





Marusha

55 Jahre, Mutter von sechs Kindern mit ihrer behinderten Tochter Veronika, 18 Jahre, Oxentea, Moldawien

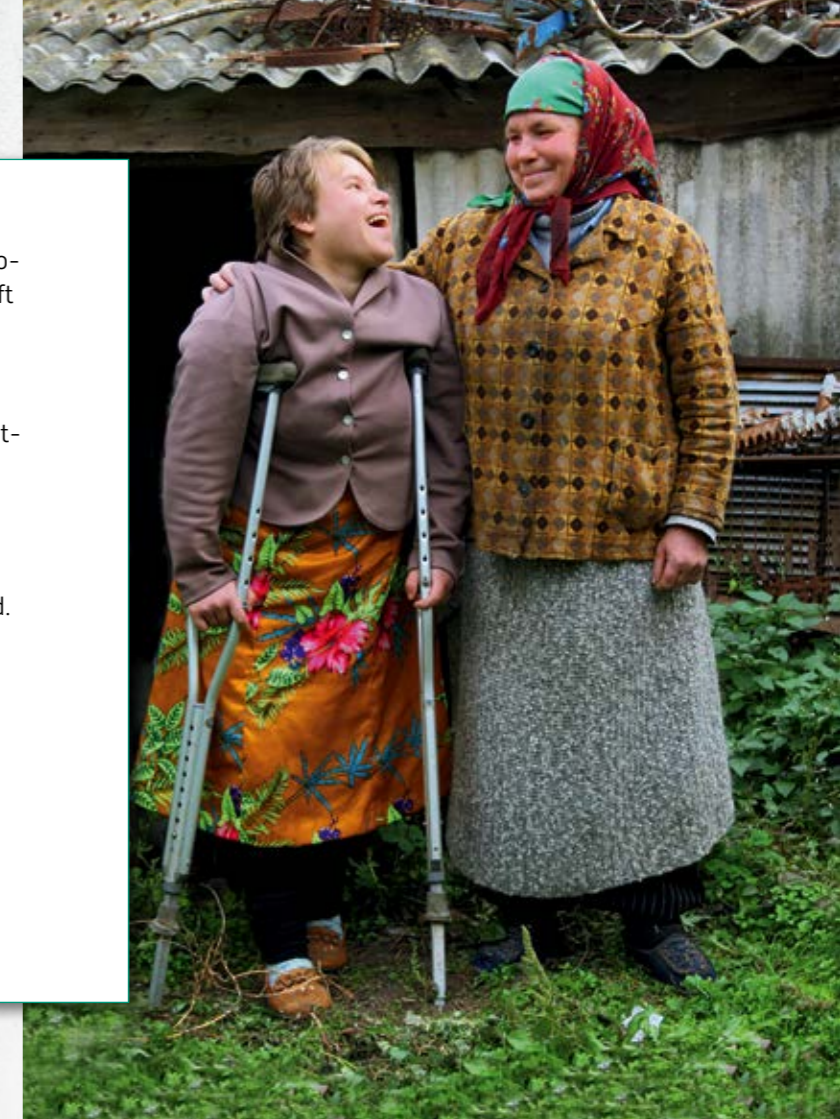
Wenn meine Kinder nur nicht so weit weg wären ...

„ Veronika war sechs, als das Unglück passierte. Im Winter im Schnee fuhren die Dorf Kinder Schlitten an einem steilen Hügel“, erinnert sich die 55 Jahre alte Marusha, Mutter von sechs Kindern aus Moldawien. „Meine Jüngste prallte gegen einen Telegrafmasten aus Beton und war ohnmächtig.“

Im Hospital in Criuneni sagte man, das werde schon wieder, aber Veronikas Gehirn hatte einen schweren Schaden abbekommen. Sie hört nicht, spricht nicht und gibt nur stöhnende Laute von sich. Auch ihre Füße waren nicht mehr zu gebrauchen, ganz deformiert waren die, und sie hat viele

Jahre nur gelegen. Ganz wund war sie vom Liegen. Seit Veronika operiert wurde und eine Gehtherapie gemacht hat, läuft sie auf Krücken, lacht wieder und ist ein fröhlicher Mensch geworden. Seitdem ist unser Leben besser. Aber gut ist es nicht.

Vor acht Jahren starb mein Mann. Mit achtundvierzig. Er hatte Streit mit seinem Chef, weil der den Lohn schuldig blieb. Mein Mann hatte sich schrecklich aufgeregt und als ich ihn morgens wecken wollte, lag er tot im Bett. Sein Herz war zu schwach gewesen. Wir hatten sechs Kinder. Drei von ihnen leben heute in Moskau, zwei wohnen irgendwo hier im Land. Aber sie kommen nie zu Besuch. Im Kommunismus war es unvorstellbar, dass jemand unser Dorf verlässt. Sicher schmerzt es, dass ich meine Enkelkinder noch nie gesehen habe. Als ich jung war, gingen die Kinder mit ihren alten Eltern respektvoll um. Aber meine Söhne und Töchter sind ja selber arm. Deshalb bleibe ich mit meiner Veronika allein. Ohne Unterstützung. Ich bin sicher, würden meine Kinder nicht so weit weg wohnen, dann würden sie sich bestimmt um ihre Mutter und ihre Schwester kümmern.“



Alexandra Olschewska

84 Jahre, Kiosk-
besitzerin am Tor der
ehemaligen Danziger
Lenin-Werft, Polen



Die Hüterin des Tores

„Nie hat mein Mann mit mir über seine Arbeit gesprochen. Das war ihm strikt verboten, denn er war bei der Nordwerft beschäftigt, wo in der Volksrepublik die Kriegsschiffe gebaut wurden“, erzählt Alexandra Olschewska aus Danzig. „Im Jahr 1982 während des Kriegsrechts erlitt mein Mann einen Herzinfarkt. Seine letzten Worte werde ich nie vergessen. ‚Sorge dich nicht um mich‘, sagte er im Krankenhaus. ‚Kümmere dich um die Werft.‘ Dann starb er. Seitdem betreibe ich an dem berühmten Tor der ehemaligen Lenin-Werft einen kleinen Kiosk und kümmerge mich um die Blumen, die die Besucher an dem Eisentor niederlegen. Die Besucher kommen von überall. Aus Deutschland, den USA und Asien. Ge-

rade erst habe ich eine Solidarność-Kaffeetasse an einen Touristen aus Hongkong verkauft. Unvergesslich bleibt für mich, als Papst Johannes Paul II. 1983 am Tor kniete und betete. Ich sah die Männer, die ihm den Rücken zuehrten. Das waren die Leute von der Staatssicherheit, die jeden Teilnehmer beobachteten und filmten, weil solche Menschenansammlungen verboten waren. Für mich ist am Tor mein Zuhause. Ich verkaufe Souvenirs mit dem Solidarność-Logo: weiß-rote Fahnen, Feuerzeuge, T-Shirts, Kugelschreiber und Schlüsselanhänger. Die Originalabzeichen von 1980, wie der Anstecker mit der Madonna von Tschenstochau, den Lech Wałęsa am Revers trug, sind jedoch unverkäuflich. Die bewahre ich hinter Glas auf, doch ich muss aufpassen. Diebe haben mir die Scheibe zerschlagen. Denn die Zeiten ändern sich. Früher gab es hier einen Blechkasten. Da warfen die Leute ein paar Złoty hinein. Für frische Blumen und Kränze für die Opfer der Freiheit, die von der Miliz einst am Werfttor erschossen wurden. Doch der Kasten verschwand, weil das Geld immer geklaut wurde.“





Tomas Holub

46 Jahre, Generalsekretär der tschechischen Bischofskonferenz in Prag.

Zu viele Steine, zu viele Mauern, zu wenig Brücken

„ In Tschechien wird der Glaube als reine Privatsache betrachtet, die nur für Menschen gilt, die sonntags in die Kirche gehen. Noch immer trennt eine hohe Mauer die gläubigen Christen von den Nichtgläubigen. Aber wir machen es uns zu einfach, wenn wir die Steine dieser Mauer nur mit dem religionsfeindlichen Erbe der kommunistischen Ideologie erklären. Hinzu kommt die Unfähigkeit der Kirche, nicht nur am Altar, sondern auch in den Straßen unter den Menschen präsent zu sein. Im Umgang gerade mit den säkularisierten Bürgern reagiert der Klerus noch immer etwas engherzig.

Oftmals fehlt uns eine gewisse Großzügigkeit von Kopf und Geist. Dabei ist eine Brücke, die uns Menschen einander näherbringt, momentan so dringend nötig. Und das in Freiheit, ohne den Zwang, die Kriterien von Kirche und Katechismus erfüllen zu müssen.

Wie sehr die tschechische Gesellschaft bedroht ist, hat der Rücktritt des Ministerpräsidenten Nečas nach einer Korruptionsaffäre im Sommer 2013 gezeigt. Nicht das Gemeinwohl steht an erster Stelle, sondern partikuläre Interessen. In den letzten 25 Jahren hat sich parallel zur Freiheit eine Kultur entwickelt, die nicht allen Menschen dient. Demokratische Strukturen werden missbraucht für private und egoistische Zwecke.

Der Missachtung jeglicher Moral kann die Kirche nicht entgegenwirken durch abstrakte gesellschaftliche Appelle. Auch hierarchische Mauern zwischen Oben und Unten sind wenig hilfreich. Brücken baut man nur unter realen Menschen in ihren ganz alltäglichen Sorgen und Nöten.“



Walthier Zoltan

62 Jahre, vor 25 Jahren Lokalpolitiker des Demokratischen Forums, als Elektroingenieur frühpensio- niert, weil seine Firma in der Telekommuni- kation Stellen abbaute. Er lebt in Budapest, Ungarn.



Die Kräfte der Vergangenheit sind nicht verschwunden

„ Ich besitze noch einige Protestplakate, die in der Wendezeit in Budapest an jeder Hauswand hingen. Heute sind diese Plakate histo- rische Raritäten. Das Poster hinter mit zeigt einen stilisierten sowjetischen Soldaten, mit der Auf- schrift „Kameraden. Es ist vorbei!“ Aus der Auffor- derung an die Sowjets, endlich das Land zu verlas- sen, sprach unsere Sehnsucht nach Freiheit und Unabhängigkeit. Doch die Vergangenheit wirkt nach. Die Kräfte, die Ungarn vierzig Jahre Sozialis- mus beschert haben, sind nicht verschwunden. Sie sind immer noch aktiv und mächtig. In jungen Jah-

ren gehorchten sie dem Zentralismus aus Moskau, heute geben sie sich neoliberal und vertreten die Interessen der multinationalen Konzerne. Wer sich dagegen verwehrt, der wird sofort mit dem Vorwurf erledigt, er sei ein Nationalist. Das ist ihre wirksamste Waffe. 1989 fand man in den Kir- chen kaum einen Stehplatz. Eine Welle von Bekenntnissen zum christlichen Glauben überschwappte das Land. Die existentielle Unsicherheit war in den Wendejahren sehr groß. Doch mit dem Abflauen der emotionalen Betroffen- heit wurden die Kirchen wieder leer. Heute wachsen meine Enkelkinder in einer total befreiten Gesellschaft auf, die starken Druck auf die Katholiken ausübt. Die Vorstellungen von Familie, Moral und Sexualität lösen sich auf. Da prallen eine christliche und eine libertinäere Weltsicht radikal auf einander. Dabei ist oft viel Hass im Spiel, der ein echtes ge- sellschaftliches Ringen um die wichtigen Fragen und Wahrheiten im Leben verhindert.“

Eine Gegenwelt: Die heile Welt der sozialistischen Reklame, gezeigt im Terror Haza / House of Terror in Budapest





Jacek Koltan

36 Jahre, Leiter der Abteilung
Soziales Denken im European
Solidarity Centre im polnischen
Danzig

Unterwegs zu einer neuen Freiheit

„ Bis 1989 war die katholische Kirche in Polen der Ort der Opposition, die im Klerus ihre Unterstützer fand. Die vielleicht konservativste und bewahrendste Tradition der Welt wurde zum Ort des Kampfes um bürgerliche Freiheiten. Jedoch verlor die Kirche mit dem Ende des Kommunismus ihr Feindbild. Plötzlich hatte man es mit Oppositionseliten zu tun, die nicht mehr im Untergrund wirkten, sondern in den Zentren der politischen Macht. Aus der Bewegung Solidarność wurde eine Gewerkschaft mit zehn Millionen Mitgliedern. Zugleich plagte den Katholizismus die Furcht vor der Säkularisierung und die Sorge: Gehen die Leute nun lieber in die Kaufhäuser als in die Kirche?

Wir haben in Polen in den Neunzigern eine wildwuchernde Form des Kapitalismus erlebt, die jene Menschen ausgeschlossen hat, die vom Konsum abgeschnitten blieben, die Armen, die Alten und weite Teile der Landbevölkerung. Zudem ist mit dem Tod von Johannes Paul II. in Polen ein Autoritätsloch entstanden, das nicht wieder gefüllt werden konnte. Der Automatismus „Jeder Pole ein Kathole“ existiert heute nicht mehr. Wir leben zusehends auf separaten Inseln, wobei uns eine gesamtgesellschaftliche Kultur der Solidarität fehlt. Ein Beispiel: So hässlich die alten Plattenbausiedlungen auch waren, die Türen standen offen und man kannte seinen Nachbarn. Heute hat man Klingeln ohne Namen mit Ziffernkombinationen. Die Isolation wird perfektioniert. Uns fehlt eine Kultur des Miteinanders, des Einfühlungsvermögens, das uns erlaubt, verschiedene Lebensentwürfe wohlwollend zu akzeptieren. Das ist der Sinn des neuen Solidaritätszentrums. Wir wollen nicht das Erbe Lech Wałęsas verwalten, sondern junge Menschen für die Idee von Freiheit und Solidarität begeistern.“



Anna Daniela Todor

49 Jahre, Erzieherin,
und der behinderte
Gheorghe „Gitze“ in
Alba Julia, Rumänien



Mama Dani und ihr Schützling

„ Im Sozialismus und auch noch in den Wendejahren habe ich für eine Versicherung Unfallschäden bearbeitet, dann aber wurde das Gehalt so schlecht, dass niemand davon leben konnte. Keine 20 Euro im Monat. Ich habe anschließend in einem Secondhand-Laden Kleider und Schuhe verkauft und bin dabei sehr vielen verarmten Menschen begegnet. Vor allem das Schicksal der Kinder ließ mir keine Ruhe. Sie waren der Grund, mich zur Sozialarbeiterin umschulen zu lassen. Zwar bin ich selber nie Mutter geworden, doch wenn mich die Waisen und Straßenkinder in dem Kinderheim Stern der Hoffnung

„Mama Dani“ rufen, dann spüre ich, dass ich meine Berufung gefunden habe.

Der Älteste hier ist Gheorghe, den alle nur freundlich „Gitze“ nennen. Nach seiner Geburt hatte ihn seine Mutter auf den Müll geworfen. In einem staatlichen Behindertenheim war er misshandelt worden und wurde Mitte der neunziger Jahre in die Notaufnahme eines Hospitals eingeliefert, vollkommen unterernährt, nur ein Bündel aus Haut und Knochen. Als wir ihn aufnahmen, war Gitze sieben Jahre alt. Heute hilft er mit leidenschaftlichem Eifer in Küche mit und würde ohne sein Zuhause im „Stern“ ganz sicherlich in einer Psychiatrie verkümmern. Bei allem Leid, was hinter den Geschichten der Heimkinder steckt, bei all dem Elend, der Verrohung und Bösartigkeit, freue ich mich umso mehr, wenn wir den Jungen und Mädchen einen Weg in eine lebenswerte Zukunft zeigen können. Carmen, die heute Bankenwesen studiert. Oder Mircea, einst völlig verwahrlost, heute Master der Sportmedizin. Sie alle zeigen, was aus chancenlosen Menschen werden kann, wenn sie geliebt und gefördert werden.“





Szandra Szöke

28 Jahre, Jazz-Sängerin aus
Budapest, Ungarn

Meine Band ist meine Freiheit

„ Das Wichtigste für mich im Leben ist die Freiheit. Das war schon für meine Eltern so. Sie hätten gern die Welt gesehen, doch im sozialistischen Ungarn war ihnen das Reisen verboten. Ich selbst habe englische Literatur und Linguistik studiert, doch immer von einem künstlerischen Beruf geträumt. Zuerst habe ich mich in der Schauspielerei versucht, allerdings nicht besonders erfolgreich. Erst spät, mit achtzehn, kam ich zum Gesang. Ich war wirklich erstaunt, dass die Töne und Lieder einfach aus mir herauskamen, leicht und unangestrengt. Am liebsten singe ich traditionelle Jazz-Standards, Lieder von zeitloser Schönheit, über die Liebe und das Begehren, über

Kummer und Leid und die Sehnsucht. Das sind Gefühle, die alle Menschen über alle Grenzen und Kulturen hinweg verbinden, ganz gleich, ob im unfreien Kommunismus oder im liberalen Kapitalismus.

Trotzdem brauche ich Sicherheit und Geborgenheit. Singen kann ich nur, wenn ich auf einem soliden Fundament stehe. Das geben mir die Musiker meiner Band. Sie beherrschen nicht nur ihre Instrumente, sie sind auch wunderbare Menschen und Freunde. Die Gemeinschaft mit ihnen ist die Basis meiner Freiheit und meines Glücks. Ich fühle mich privilegiert, daran arbeiten zu können, meine Leidenschaft zum Beruf zu machen. Und wenn ich die Reaktion des Publikums wie hier im Café Loyola erlebe, weiß ich mich auf dem richtigen Weg.“



Anika Marku*40 Jahre, Dorfschul-
lehrerin in Viscri,
Rumänien*

Eine Nullklasse im Unterricht, wer denkt sich so was aus?

„ In unserer Grundschule unterrichte ich die erste und die vierte Klasse gleichzeitig. Jungen und Mädchen aus verschiedenen Altersgruppen in einem gemeinsamen Klassenzimmer, das klappte in der Vergangenheit gut. Weil die Zahl von zwanzig Kindern überschaubar war. Doch die Zeiten sind vorbei. Seit dem Schuljahr 2013/14 haben wir weniger mit schwierigen Schülern zu kämpfen als mit Anweisungen der Regierung. Das rumänische Bildungsministerium hat für die leinsten Kinder eine sogenannte Klasse 0 eingeführt.

Das ist ein Kuriosum.

Mit der Nullklasse sollen Jungen und Mädchen an die Schulfähigkeit herangeführt werden, die in ihrem Elternhaus vernachlässigt werden und keine Förderung erhalten. Eigentlich ist das eine gute Idee. Auch in Viscri gibt es Kinder, die bei ihrer Einschulung weder Kreis noch Viereck zeichnen können und noch nie einen Buntstift in der Hand hatten. Das sollten sie spätestens im Kindergarten gelernt haben, aber wir haben im Ort für dreißig Kinder nur eine Erzieherin, die mit der Situation überfordert ist. Auch in der Schule fehlt für die Nullklasse das Personal. Mir hat man die Aufgabe zusätzlich aufgebürdet, weil ich dafür eine Ausbildung habe. Aber die Folgen für den Unterricht sind dramatisch. Denn die Nullklässler ziehen das Lernniveau nach unten. Seitdem fehlt bei schwachen Kindern die Zeit, sie intensiver zu betreuen. Die begabten Schüler hingegen lernen nichts Neues dazu. So etwas denken sich Beamte am Schreibtisch aus, die von der praktischen Arbeit in einer Dorfschule nicht viel verstehen.“





Andrea

zehn Jahre, Opfer eines Brandunfalls, mit ihrem Bruder Andreas in Izbeste, Republik Moldau

Eine Perücke nach achtzehn Operationen

„ Ich war fünf, als das Unglück passierte. In der Nachbarschaft stand ein kaputtes Schrottauto. Darin hatte ich eine Spielhöhle gebaut, mit Puppen und alten Kleiderstoffen. An einem Wintertag war es sehr kalt. Ich zündete Streichhölzer an, und dann brannte überall Feuer. Mein Großvater steckte mich in eine Tonne mit Regenwasser. Sonst wäre ich gestorben, sagten sie später im Hospital. Von der Fahrt mit der Ambulanz in die Hauptstadt weiß ich nichts mehr. Monate habe ich dort gelegen, auf der Intensivstation in der Kinderklinik, weil meine

ganze Haut verbrannt war. Auf Station II waren viele Kinder mit Verbrennungen. Durch explodierende Gasöfen oder kochendes Wasser. Zuhause passt niemand auf sie auf, weil ihre Eltern in Europa arbeiten. Und die Großeltern sind nicht schnell genug, wenn ein Feuer ausbricht.

Ich gehe in die vierte Klasse. Manchmal lachen die Mitschüler. Nicht wegen meiner Narben, sondern weil ich normalerweise eine Mütze trage und nur selten meine Perücke aufsetze. Dann wundern sie sich, weshalb ich heute Haare habe und gestern nicht. Die Perücke ist aus echtem Haar und war teuer, aber sie passt nicht. Beim Sportunterricht muss ich sie festhalten, damit sie nicht runterfällt. Aber der Lehrer ist nett, und ich brauche keine Turnübungen machen, bei denen ich die Perücke verliere. Eine neue kostet 300 Euro. Dafür haben wir kein Geld, weil Vater keine Arbeit findet.

Immer wieder muss ich nach Chişinău zu neuen Operationen. Achtzehn mal schon. Dann vermisse ich meine Eltern und meinen Bruder. Andreas ist der beste Bruder, den es gibt, weil es für ihn egal ist, ob ich eine Perücke, eine Mütze oder gar nichts auf dem Kopf habe.“



Was begegnet mir hier? Wer begegnet mir hier?

Im Titel der Ausstellung „25 Jahre – 25 Köpfe“ klingt bereits an, dass Sie/Du/ hier keine Ausstellungsobjekte, sondern Subjekte erwarten. Die Frage lautet folglich: Wer begegnet mir hier? 25 Menschen aus fünf Ländern laden Sie/Dich ein, sich zu nähern und einen Blick durch eines ihrer jeweiligen Lebensfenster zu werfen.

Wohin? 25 Jahre zurück dürfen Sie/darfst Du blicken auf Ereignisse, die sich vor dem Hintergrund einer trennenden Mauer zugetragen und schließlich zu deren Fall und zur politischen Wende geführt haben.

Wozu kann ein solcher Blick dienen? Zur Horizont-Erweiterung. Zeit und Raum werden erweitert. Sie können/Du kannst hinausblicken in eine Zeit, die mitunter vor Ihrer/Deiner Geburt lag. Sie können/Du kannst hineinblicken in ein Land, in dem Sie/Du noch nie gewesen sind/bist. Dadurch, dass Sie/Du aus mehreren Fenstern schauen/schaust und unterschiedliche Perspektiven einnehmen, können Sie/Du die historischen Ereignisse weitläufig betrachten, in unterschiedlichen Situationen zu Gast sein. Die Begrenztheit eines individuellen Blickes wird um weitere begrenzte Blicke ergänzt und in der Summe

dadurch erheblich geweitet. Die besagten 25 Menschen werden natürlich nicht persönlich, sondern in Form von Porträts anwesend sein. Das ändert jedoch nichts daran, dass die Ausstellung ein Ort echter zwischenmenschlicher Begegnungen sein will. Die Fotografien und Erzählungen, die uns der Reporter samt seinen Interviewpartnerinnen und -partnern zur Verfügung stellen, strahlen Offenheit und Lebendigkeit aus.

So überbrücken Sie/überbrückst Du vielerlei Distanzen – die Distanz zwischen damals und heute, zwischen dort und hier, zwischen dem einzelnen Individuum und dem gesellschaftlichen Kollektiv ... zwischen den porträtierten und den betrachtenden Personen.

Wie kann ich den Porträts lebendig begegnen?

Die folgenden Abschnitte beinhalten Anregungen, wie Sie/Du die Ausstellung aktiv und mit innerer Beteiligung besuchen können. Wenn Sie/Du bereits ausstellungserfahren und motiviert genug sind, können Sie/Du auch sofort mit dem Besuch starten.

*Svenja Riedmiller, Referentin
für theologische Erwachsenenbildung*

Menschen aus dem Osten treffen

Alle, die es praktisch mögen, finden hier eine Ideenbörse, auf welche Weise man mit den porträtierten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in Kontakt treten kann. Empfehlenswert ist, dass Sie/Du aus den bereitgestellten Erfahrungsschätzen die für Sie/Du wertvollen Stücke suchen und bergen. Hilfreich dazu ist, den Fokus beim Gang durch die Ausstellung auf die Qualität der Begegnung anstatt auf die Quantität zu legen. Konkreter: Begegnen Sie/ Begegnest Du lieber ausgewählten Menschen aufmerksam als allen oberflächlich.

Impulse zu den Fotos

Auf den ersten Blick

Werfe einen kurzen Blick auf die Fotos und wähle jeweils drei Personen aus,

... die Du sympathisch findest.

... die Dich neugierig machen.

... von denen Du vermutest, dass sie eher wenig mit Dir gemeinsam haben.

Kannst Du Merkmale ausmachen, die die jeweiligen Personentrios untereinander verbinden?



Foto: Bistra Boshnalova/N-Ost/Renovabis

Junge Bulgaren treffen sich vor dem „Denkmal der 1.300-jährigen Geschichte“ im Zentrum der Landeshauptstadt Sofia

Auf den zweiten Blick

- Schau die von Dir ausgewählten Fotos nun aufmerksam an und sammle möglichst viele Informationen.
- Schau zunächst auf die Personen (Alter, Körperhaltung, Gestik, Mimik, Kleidung...).
- Schau dann auf die jeweiligen Hintergründe (Material, Farbe, Gegenstände...).
- Stelle nun Vermutungen an, welchen Bezug die Person zur Wende gehabt, welchen Beitrag sie geleistet haben könnte.

Überprüfe Deine Vermutungen durch das Lesen der dazugehörigen Texte.

➔ Ein wenig Theorie am Rande...

Lernen durch lebendige Erinnerung

Niemand lebt nur im Augenblick. Unsere Gegenwart ist geprägt von Erinnerungen an das, was war und von Erwartungen an das, was sein wird. Dieses Bewusstsein von Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit ist charakteristisch für die menschliche Existenz.

Eine Folge davon ist, dass der Mensch aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen kann. Das gelingt allerdings nicht, wenn sich Menschen lediglich um der Vergangenheit willen erinnern und rückwärts-gewandt am Altbekanntem haften bleiben. Ebenfalls gelingt es nicht, wenn Menschen sich nur oberflächlich oder gar widerwillig erinnern.

Voraussetzung dafür, dass Erinnerungs-Lernen gelingt, ist, dass Menschen lebendig und einfühlsam vergangener Ereignisse gedenken und gleichzeitig eigene Einstellungen und Verhaltensweisen kritisch hinterfragen. Denn es geht darum, Bewährtes zu bewahren, Fehlerhaftes zu korrigieren und eine bessere Zukunft anzustreben.

Deswegen gibt es übrigens Denkmäler. Sie sagen: „Denk‘ doch ‘mal nach – über dich und die Welt!“ In dieser Ausstellung wird diese Aufforderung umso hörbarer als dass nicht ein Denkmal aus Stein, sondern ein Denkmal aus lebendigen Personen spricht.

Teil 2 auf Seite 60

Impulse zu den Texten

Nur ein Wort

- Lies‘ Dir aufmerksam die Erzählungen der Menschen durch und notiere Dir jeweils ein Wort, das Dich besonders anspricht. Denke dann über folgende Fragen nach:
- Was ist es, das Dich an diesem Wort in diesem Kontext besonders anspricht?
- In welchem Kontext begegnet Dir das Wort in deinem Leben?

Samle deine „Favoriten-Worte“ und schreibe ein Gedicht, in dem alle vorkommen.

Nur ein Dialog

- Stell‘ dir vor, Du könntest mit einer der Personen ein Gespräch führen.
- Wen wählst Du aus?
- Bei welchem Thema knüpfst Du an?
- Was willst Du in diesem Gespräch erfahren oder sogar erreichen?

Favoritenliste „Meine liebsten Fünf“

- Erstelle eine Liste der fünf Personen, die Dir am meisten imponiert haben.
- Gehe dann bezüglich der ausgewählten Personen folgenden Fragen nach:
- Welche Form des Widerstandes hättest du dir vermutlich auf keinen Fall / am ehesten zugetraut? – Warum?





- Wer hat welchen Preis für seinen Widerstand zahlen müssen?

Das ist mir neu

- Was hast Du in den Texten Neues in Punkto Politik erfahren (Begriffe, Ereignisse...)?
- Welche dieser Neuigkeiten wecken am ehesten Deine „Recherche-Lust“?
- Dann mach Dich ‘mal schlau...

Västeras-Methode: Vier Symbole zu vergeben

Vier Symbole, von denen Du jedes einmal vergeben darfst, stehen Dir pro Text zur Verfügung. Zur Bedeutung und Verwendung der Symbole:

-  Mit dem Fragezeichen signalisierst Du, dass Du etwas nicht verstanden hast.
-  Mit dem Ausrufezeichen weist Du auf etwas Wichtiges oder Neugelernes hin.
-  Mit dem Herz kennzeichnest Du, was Dir gut gefallen oder sogar Freude gemacht hat.
-  Mit dem Blitz markierst Du, was Dich irritiert oder sogar verärgert hat.

Mauersteine damals / Mauersteine heute / Mauersteine in meinem Leben

Die Mauersteine, bis 1989 historische Realität, stehen heute symbolisch für Grenzen und Hindernisse allgemein. Drei Schritte erschließen diese Mehrdeutigkeit.

Textarbeit: Viele Menschen benennen, was damals trennend und begrenzend wirkte.

Textarbeit: Viele Menschen benennen, was heute trennend und begrenzend wirkt.

Eigene Reflexion: Vor welchen Mauern hast Du bereits gestanden – materielle, ideelle, schützende, trennende...? Wie bist Du mit ihnen umgegangen? Hast Du angestoßen, überwunden, umgeworfen, abgetragen?

Impulse zu den Mauersteinen

Die Mauersteine, die Teil dieser Ausstellung sind, wollen kreativ genutzt werden.

Sie lassen sich...

... **Stein für Stein als Mauer aufbauen**

... **wild umwerfen und wie alte Ruinen zum Hinsetzen benutzen.**

... **langsam abtragen**

... **neu aufbauen (als Gebäude mit Türen und Fenstern, als Tor oder Brücke...)**

➔ Theorie am Rande, Teil 2

Lernen an fremden Biographien

*Durch die Auseinandersetzung mit den Lebensgeschichten Anderer können Menschen lernen wie an einem Modell. Besonders Charaktere, deren Haltungen und Verhaltensweisen als vorbildlich empfunden werden, regen zur Nachahmung an. Während große oder berühmte Vorbilder — etwa Popstars oder auch Heilige — oft als zu lebensfern empfunden werden, gelten Familienangehörige und Freunde oft als zu langweilig, weil einfach zu be-
kannt.*

Gewöhnliche Menschen, die in einer besonderen Situation Bemerkenswertes gesagt oder getan oder gelassen haben, eignen sich daher ausgesprochen gut, um zu lernen und die eigene Persönlichkeitsentwicklung zu fördern.

Den Porträtierten dieser Ausstellung ist gemeinsam, dass sie sich in einem als zu eng empfundenen System nicht bis zur Unbeweglichkeit haben einmauern lassen. Anstatt zu resignieren haben sie ihre schöpferische Freiheit verteidigt, indem sie den Raum innerhalb ihrer Grenzen aktiv gestaltet und sogar erweitert haben.

Das ist doch eine Lernspur, zu ergründen, wie das damals gehen konnte und heute hier gehen kann...

Begegnungen hinterlassen Spuren

Oftmals merkt man erst im Nachhinein, was einem von einer Begegnung nachgeht. Nimmt man sich jedoch unmittelbar nach einem Treffen Zeit, Gesprochenes, Gehörtes, Gelesenes sacken zu lassen, kann man ganz bewusst etwas mitnehmen.

Vielleicht ist ja im untenstehenden Angebot etwas für Sie/für Dich dabei?

Mit nach Hause nehme ich...

- ...die Lust zum Begegnungslernen, die Lust, zukünftig mit Jugendlichen oder Erwachsenen bei internationalen Treffen Aktivitäten und Erfahrungen zu teilen.
- ...die Entscheidung, einen ganz konkreten Mauerstein, der mich in meinem Leben behindert, wegzuräumen – gerne auch mit Unterstützung.
- ...die untenstehenden Anregungen, um mir die Begriffe „Freiheit“ und „Solidarität“ persönlich anzueignen.
- ...zwei Impulse zum Austausch in der Familie oder im Schulunterricht.

Mein ABC der Freiheit

Ordne jedem Buchstaben des Alphabets (außer q, x, y) einen Begriff zu, der mit Freiheit zu tun hat. Noch mehr Aufschluss über Dein Freiheitsempfinden bekommst Du, wenn du zu jedem Begriff einen erklärenden Satz schreibst.

- A** **Abhängigkeit** spüre ich intensiv, wenn ich krank und auf professionelle Hilfe angewiesen bin.
- B** **Berichterstattung** dient der Freiheit, wenn sie sachlich erfolgt.
- C** **Chillen** kann ich, wenn ich frei von Termindruck bin.
- D** ...
- E** ...
- F** ...
- etc.**

Freiheit in Worten und Bildern

- Um auszudrücken, was Du persönlich unter Freiheit verstehst, ergänze folgende Satzanfänge:
- Freiheit bedeutet für mich...
- Freiheit ist wie...
- Meine Freiheit habe ich als bedroht empfunden als...

Solidarität, weil niemand allein leben kann

- Beantworte folgende Fragen, um Aufschluss zu bekommen, wann Solidarität in Deinem Leben Thema ist und war:
- Welche Deiner Begabungen stellst Du in der Schule oder in Deiner Freizeit gezielt in den Dienst der Gesellschaft?
- In welcher Situation hast Du jemandem Halt gegeben?
- Wann hast du das letzte Mal guten Zusammenhalt erlebt?
- Für die Umsetzung welchen Anliegens, bist du darauf angewiesen bist, dass jemand zu dir hält und dich unterstützt?

Solidaritäts-SMS

Beschreibe einer Freundin oder einem Freund, was Du unter Solidarität verstehst. Verfasse die Beschreibung so, dass Du sie als SMS – mit höchstens 160 Zeichen – verschicken kannst.

Im Fotoalbum auf Schatz-/Quellensuche:

Spannend ist, dass wir bei vielen Fotos gar nicht wissen, dass sie mal eine besondere Bedeutung für uns erlangen werden. Ein Beispiel: Mein letztes Foto vor der Berliner Mauer wurde erst 1989 zu einem gehüteten Sonderexemplar.

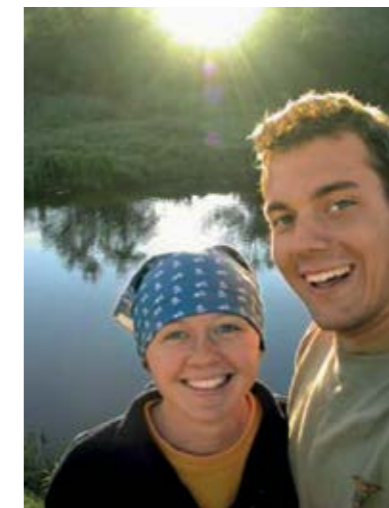


Foto: Renovabis Archiv

„So begann ein schöner und interessanter Tag während meines Freiwilligen Sozialen Jahres in Litauen“, erinnert sich Achim Arnold an seinen Auslandseinsatz in dem baltischen Land, wenn er dieses Bild betrachtet.

So lernt man Nachbarn kennen

Blättere die Fotoalben oder -dateien bei dir zu Hause durch und suche nach Fotos,

...die deine Verbundenheit mit der Gesellschaft ausdrücken (Ehrenamt, Verein...)?

...die vor oder nach einer einschneidenden Veränderung in deinem Leben gemacht wurden (Einschulung, Führerschein, Erkrankung oder Genesung...)?

...die Grenzen aufzeigen (Flüsse, Zäune, Mauern...)?

Gesucht und gefunden:

Es sind Menschen, die Geschichte schreiben und zwar in zweierlei Hinsicht.

Einerseits bestimmen Menschen den Gang historischer Geschehnisse, andererseits tradieren Sie/Du diese für die nachfolgenden Generationen.

- Suche in deinem erweiterten Bekanntenkreis nach einer Zeitzeugin/einem Zeitzeugen der damaligen Wende und überlege dir Fragen für ein Interview. Vielleicht kannst du das Interview tatsächlich durchführen? Dann erhältst du Geschichtswissen aus allererster Hand.
- Suche jemanden aus deiner Generation, der/die sich bewusst für eine bessere Zukunft engagiert (Menschenrechte, Integration, Tierschutz...) und erstelle ein Porträt – natürlich nur mit ihrem/seinem Einverständnis.



Foto: Renovabis Archiv

Birgit Eiberle hat vor Jahren in einem Workcamp in Polen wunderschöne Sommerwochen verbracht. Mit ihrer polnischen Freundin Ula erkundete Birgit das Land und traf viele Leute. Diese Erfahrung begeistert sie bis heute.

Schlüsselbegriffe aus dem Lexikon

Frei-heit [Freiheit] Grundbegriff der prakt. Philosophie und der Politik. Aus den vielfältigen Definitionsversuchen, die dem Begriff F. zuteil wurden, lassen sich zwei grundlegende Aspekte herauslösen: 1) F. kann verstanden werden als Abwesenheit äußerer Zwänge und Bindungen. Diese könnten naturhaft (etwa körperl. Bedürfnisse) sein oder ihren Ursprung etwa in der Gesellschaft haben (z. B. Normen und Konventionen). Hierbei wird F. negativ charakterisiert. Es handelt sich um »F. von«, die vor allem politisch, sozial und historisch von Interesse ist. 2) F. kann auch als die Fähigkeit aufgefasst werden, seinem eigenen Willen eine Richtung geben zu können. Man spricht dann von Entscheidungs- oder Willensfreiheit: diese ist eine »F. zu« und somit positiv zu bestimmen. Die F. war und ist Gegenstand vieler philosoph. und theolog. Bemühungen. Im politisch-sozialen Sinn kann es durch Beseitigung von Zwängen Befreiung geben – heute oft als »Emanzipation« bezeichnet –, im philosoph. Sinne dagegen nicht. Bei dieser F. handelt es sich um eine von äußeren Einflüssen unabhängige Eigenschaft, die man oft »Autonomie« genannt hat.

aus: BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE IN 24 BÄNDEN, Bd. 7 EX-FRT, 19., völlig Neubearb. Aufl., Mannheim 1988, Einleitung des »Schlüsselbegriffs« Freiheit, Seite 628

Soli-dari-tät [Solidarität] [zu frz. solidarité, von lat. solidus »dicht«, »gediegen«, »fest«, »ganz«]. Der Begriff zeichnet zunächst die Vorstellung einer anthropologisch, sozial, religiös und vor allem klassenspezifisch verbundenen Gruppe von Menschen, die sich aufgrund einer als in gleicher Weise benachteiligt aufgefassten Lebenslage und gesellschaftlichen Stellung zusammenschließen, um gemeinsam auf die Verbesserung ihrer Lage hinzuwirken; in dieser Bedeutung entstand er im Zusammenhang der mit der Industriegesellschaft verbundenen sozialen Umwälzungen. Im weiteren Sinn bezeichnet S. eine Haltung, die auf der Erkenntnis gemeinsamer Interessen. Ziele usw. angesichts einer als verbesserungswürdig empfundenen Situation gründet und von der Erkenntnis getragen wird, dass ein einzelner oder eine kleinere Gruppe Betroffener zu schwach wäre, diesen Zielen näherzukommen, und die zu gemeinsamem Handeln führen kann. Daneben wird unter Solidarität auch das Gefühl der Verpflichtung verstanden, andere, deren Lage man nicht unmittelbar teilt, deren Ziele man jedoch als wertvoll und legitim sowie gleichzeitig bedroht ansieht, zu unterstützen. Für den aktuellen Gebrauch des Begriffs ist kennzeichnend, dass er nahezu alle historisch konkreten Bezüge abgelegt hat (auf die noch die weltweite Anerkennung der polnischen Gewerkschaft Solidarność aufbauen konnte), gleichwohl aber immer noch zu den politisch hochbewerteten gezählt werden kann.

BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE IN 24 BÄNDEN, Bd. 20 Sci-Sq, 19., völlig Neubearb. Aufl., Mannheim 1988, Einleitung des »Schlüsselbegriffs« Solidarität, Seite 428f

Der weite Weg zu Solidarität und Freiheit

Am Tor der Danziger Werft: Wo Sorgen der Gegenwart die Siege der Vergangenheit überschatten

Rolf Bauerdick, geboren 1957 in Lenhausen im Münsterland, ist ein deutscher Fotograf und Autor. Bauerdick unternahm Reportage-reisen in rund sechzig Länder. Seine Text- und Bildreportagen wurden in verschiedenen europäischen Tageszeitungen und Magazinen veröffentlicht. Für die französische Übersetzung seines Romans „Wie die Madonna auf den Mond kam“ (2009) erhielt er 2012 den Preis des Europäischen Buches der Association Éspirit d'Europe. Bauerdicks Fotografien wurden wiederholt ausgestellt.

Plötzlich tauchen sie wieder auf, die Bilder der streikenden Arbeiter, die zu Ikonen des menschlichen Freiheitswillens wurden. An dem Tor der einstigen Lenin-Werft weht noch ein Hauch des „wind of change“, der vor einem Vierteljahrhundert jenen Sturm entfachte, der die sozialistischen Diktaturen am Ende hinwegfegte. Hier proklamierte der Elektriker Lech Wałęsa 1980 erstmals in der Geschichte des Kommunismus eine unabhängige Gewerkschaft. In der Stocznia Gdańska legten sich die Danziger Schiffsbauer mit der Staatsmacht an, als sie die eisernen Lettern LENINA abmontierten und durch das Logo der SOLIDARNOŚĆ ersetzten. 1983, noch während des polnischen Kriegsrechts, kniete Papst Johannes Paul II. hier nieder zum stillen Gebet. Und die Frauen legten Blumen ab, für ihre ermordeten Männer und Söhne. Achtzig Tote zählte man allein beim Aufstand der Werftarbeiter 1970. Der jüngste, Andrzej Pyrzeński, starb mit fünfzehn, als ihn am Tor die Kugel eines Heckenschützen traf. „Nicht in Warschau oder Krakau, das Herz des Freiheitskampfes der Polen pulsierte in Danzig“, sagt der legendäre Streikführer Bogdan Lis. „Nicht nur der internationale Hafen und die Weltoffenheit der Hansebürger haben den Widerstandswillen geprägt, auch die Entschlossenheit und der Zusammenhalt der Werftarbeiter“, so der Solidarność-Mitbegründer, der wegen seiner Überzeugungen lange im Untergrund lebte und drei Jahre inhaftiert wurde.



Das Tor der ehemaligen Lenin-Werft in Danzig, wo die Werftarbeiter ihren Freiheitskampf begonnen haben und Solidarność gegründet worden ist.

„Unsere Solidarität war für die Macht der Kommunistischen Partei eine reale Bedrohung. Daher haben wir während der Streiks 1980 ernsthaft befürchtet, das Militär würde die Werft bombardieren, um unseren Widerstand zu brechen.“ „Wege zur Freiheit“, heißt eine Dauerausstellung in einem Bunker unweit der Werft. Hier bleibt die Erinnerung wach, dass der Weg in die Demokratie gesäumt war von Repressionen, Gewalt und Angst. Vor allem in den Jahren 1981 bis 1983, als



Die toten Arme der Verladekräne rosten vor sich hin, Lagerhallen verfallen, Industriewege und Brücken enden im Nichts. Die Danziger Werft heute.

der Hardliner General Jaruzelski über Polen den Ausnahmezustand verhängte und mit Panzerwagen und Wasserwerfern, Schlagstöcken und Tränengas versuchte, das Rad der Geschichte anzuhalten. Trauriger Höhepunkt des Krieges gegen das eigene Volk war die Ermordung des katholischen Priesters Jerzy Popiełuszko, den Schergen der polnischen Staatssicherheit an Händen und Füßen fesselten und in der Weichsel ertränkten. Vor dreißig Jahren nahmen in Warschau 800.000

Foto: Thomas Schumann

Menschen an der Beisetzung des seliggesprochenen Märtyrers teil. Im Nachhinein entpuppte sich die grausame Liquidierung eines Geistlichen zur Einschüchterung des Widerstands als Sargnagel eines maroden und inhumanen Systems.

In Danzig ist noch der Stolz zu spüren, dass der Eiserne Vorhang hier seinen ersten mächtigen Riss erhielt. Die Werftarbeiter setzten einen Dominoeffekt in Gang, der die totalitären Volksrepubliken aus der Geschichte kippte. Nach Polen folgten Ungarn, die DDR, die Tschechoslowakei, Bulgarien, Rumänien, die Sowjetunion, schließlich Jugoslawien und Albanien. Dennoch: Die Siege der Vergangenheit werden auf dem ausgedehnten Terrain der Danziger Werft von der Last der Gegenwart überschattet. Die toten Arme der Verladekräne rosten vor sich hin, die Trockendocks verrotten. Lagerhallen verfallen, Industriewege und Brücken enden im Nichts. Früher garantierte der hochsubventionierte Staatsbetrieb 18.000 Menschen Lohn und Brot. Heute findet nur noch jeder Zehnte hier einen höchst unsicheren Arbeitsplatz. Die privatisierte Werft, zu achtzig Prozent im Besitz eines ukrainischen Industriemagnaten, steht seit Jahren vor dem Bankrott. Zuletzt streikten die Arbeiter im Sommer 2013 für die Auszahlung überfälliger Löhne.

„Die Erfahrung schmerzt, für eine Freiheit gekämpft zu haben, die den Arbeitern später den Job kostete“, sagt Maciek Grzywaczewski mit Blick auf die ökonomischen Gesetze des Freien

Marktes. Als Student und Solidarność-Aktivist der ersten Stunde trat er für die Unabhängigkeit Polens von der Sowjetunion ein, wurde ungezählte Male unter Arrest gestellt und schrieb Geschichte. Im wahrsten Sinn des Wortes. Mit roter Rostschutzfarbe malte Grzywaczewski die historischen 21 Forderungen der streikenden Arbeiter auf hölzerne Tafeln, die am Danziger Werfttor aufgehängt wurden. Als Manifest des Aufbegehrens gegen eine totalitäre Staatsmacht.

Eingeklagt wurden freie Gewerkschaften, Rede- und Meinungsfreiheit, die Freilassung politischer Häftlinge, aber auch eine bessere Versorgung und gerechtere Verteilung der Lebensmittel oder die Vergabe von Leitungsaufgaben nach Kompetenz und nicht nach Parteienproporz. „Damals“, so der heute 60-jährige Grzywaczewski, „lebten wir in der Gewissheit, Teil einer großen Freiheitsbewegung zu sein. Heute kämpft jeder eher für sich.“ Die Solidarność-Gewerkschaft, einst zehn Millionen Mitglieder stark, spielt heute politisch kaum noch eine Rolle.

Draußen am Werfttor jedoch kann man ihn noch spüren, den Wind der Freiheit. Wo der fünfzehnjährige Andrzej starb, wo nun Besucher aus aller Welt ein Erinnerungsfoto knipsen und Blumen niederlegen, erinnern die verblichenen Bilder der Madonna von Tschenstochau und Johannes Pauls II. an die Erfahrung Maciek Grzywaczewskis, dass mit dem Gewinn bürgerlicher Freiheiten allein, die Solidarität und die Gemeinschaft unter den Menschen nicht wächst.



Bildausschnitt: John-Lennon-Mauer in Prag

Foto: Thomas Schumann



Das „Drei-Kreuz-Denkmal“ im polnischen Gdansk (Danzig) erinnert an die Opfer des brutal niedergeschlagenen Werftarbeiterstreiks von 1970. Am selben Ort folgten Protestkundgebungen, die zuerst die Weltöffentlichkeit bewegt haben und die dann mit der Solidarność-Gewerkschaft die Welt verändern sollten.

Impressum

25 Jahre – 25 Köpfe

Eine Wanderausstellung von Renovabis, der Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa im Erinnerungs- und Gedenkjahr 2014 an „Wende“ und Fall des „Eisernen Vorhangs“ 1989

Fotografien und Texte: Rolf Bauerdick

Pädagogische Anregungen: Svenja Riedmiller, Referentin für theologische Erwachsenenbildung im Bildungszentrum Kardinal-Döpfner-Haus auf dem Freisinger Domberg, www.bildungszentrum-freising.de

Ein freundliches Dankeschön an die Bank für Kirche und Caritas eG in Paderborn und an Verleger Edmund Kaster in Wolnzach

Druck: Medienhaus KASTNER AG, Wolnzach

Auflage: 10.000 Exemplare, jeweils an den Ausstellungsorten erhältlich

Grafik Design: ReclameBüro, München

Idee, Ausstellungskonzept und Redaktion dieses Begleitheftes: Thomas Schumann, Referent für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit bei der Osteuropa-Solidaritätsaktion Renovabis

© Renovabis 2014

Weitere Informationen: www.renovabis.de



25
JAHRE
FALL DES EISERNEN VORHANGS
25
KÖPFE